

Konrad Schmid // **Das Ziel war die Schaffung des zweistufigen Hochschulsystems, welches die Mobilität fördern soll. Heute, ein Jahr nach der Einführung, blickt man in eine Zukunft der Optimierung.**

Als 1999 29 europäische Bildungsminister die sogenannte Bologna-Erklärung unterzeichneten, die die Schaffung eines zweistufigen Hochschulsystems mit vergleichbaren Abschlüssen und einem Leistungspunktesystem sowie die Erhöhung der Mobilität der Studierenden vorsah, hätte wohl niemand voraussagen können oder wollen, dass dieses Projekt tatsächlich in einem enormen Tempo und unter Aufwendung massiver Mittel umgesetzt würde. Wie in anderen europäischen Ländern ist dies in der Schweiz aber geschehen: Die Universitäten – nicht immer im vollen Einklang mit dem Willen ihrer Lehrkörper – haben ihren Studienbetrieb auf «Bologna» umgestellt. Blickt man nun nach einigen Jahren auf das Erreichte zurück, so fällt die Bilanz gemischt aus. Der erstaunliche politische Erfolg der Bologna-Initiative gründet wahrscheinlich in einer gewissen Unzufriedenheit mit der bisherigen Situation. Es war in gewisser Weise offensichtlich, dass das bisherige, jedenfalls in den Geisteswissenschaften liberale System nicht immer zu den Studienresultaten führte, die man sich erhoffte. Die Zeit war reif für Veränderungen. Doch mit Georg Christoph Lichtenberg gilt auch hier: Ob es besser werden wird, wenn es anders wird, können wir nicht sagen, aber so viel können wir sagen: Es muss anders werden, wenn es gut werden soll. Bologna ist bislang nur zum Teil gut geworden. Bei der Umsetzung haben sich verschiedene Probleme gezeigt, die den ursprünglichen Intentionen des Bologna- Systems teilweise nachgerade zuwiderlaufen. Zunächst einmal ist es wenig attraktiv, wenn eine Studienreform, die sich die Förderung der Mobilität auf die Fahnen geschrieben hat, de facto zu einer Verminderung der Mobilität führt. Eben dies ist aber im Begriff zu geschehen: Bologna bringt eine stärkere Strukturierung des Studiums mit sich, die von Universität zu Universität unterschiedlich ist, so dass ein Wechsel von einer zur anderen Universität nur noch an einer Stelle sinnvoll durchzuführen ist: zwischen Bachelor- und Masterstudium.

Gefahr der Ökonomisierung

Dann zeigen sich mehr und mehr die Schwierigkeiten des Leistungspunktesystems. Es ist zwar attraktiv vor allem für Teilzeitstudierende, die so über einen längeren Zeitraum hinweg ihr Studium mit Punktesammeln vorantreiben können. Akademisch gesehen birgt das Leistungspunktesystem aber die Gefahr einer schleichenden Ökonomisierung des Studiums mit sich: Wer für eine Studienveranstaltung Punkte bekommt, wird – hier koinzidieren Erwartung und Erfahrung – sehr schnell nicht mehr wegen der Veranstaltung als solcher, sondern wegen der dafür vergebenen Punkte studieren. Das widerspricht nicht nur der europäischen Universitätstradition – was zu verkraften wäre –, sondern auch dem Bildungsziel eines Universitätsstudiums, wie es Wirtschaft und Politik heute zu Recht fordern: Die Universität soll nicht einfach gut ausgebildete Hochschülerinnen und -schüler, sondern kreative, sachmotivierte, innovative Persönlichkeiten aus sich entlassen. Ist der Bologna-Prozess angesichts dieser Schwierigkeiten als gescheitert zu betrachten? Wie so häufig steckt der Teufel im Detail. Die Universitäten stehen vor der Aufgabe, ihre Studienpläne nicht nur auf der Ebene der Abschlüsse, sondern auch der inneren Struktur einander besser anzupassen. Und das Leistungspunktesystem sollte so mit Wahlmöglichkeiten verbunden werden, dass das Sachinteresse der Studierenden im Vordergrund bleiben kann. Gleichzeitig muss die Komplexität des Gesamtsystems reduziert werden, wenn der Studienbetrieb nicht zu einem kafkaesken Schloss verkommen soll. Auf Blaise Pascal geht das berühmte Wettargument zurück: Wer an Gott glaubt, kann im besten Fall – wenn Gott tatsächlich existiert – alles gewinnen, im schlechtesten Fall – sollte es Gott nicht geben – hat er nichts verloren. Im Falle von Bologna gewinnt man manchmal den Eindruck, es verhalte sich umgekehrt: Im besten Fall – wenn die Umsetzung gelingt – wird es mit Bologna nicht viel schlechter als zuvor, im schlechtesten Fall aber hat man neben einem enormen Aufwand auch noch kein besseres Studiensystem als das bisherige. Es steht zu hoffen, dass dem nicht so sei. Die in den nun folgenden Jahren zu implementierende Optimierungsphase wird entscheidend dafür sein, ob Bologna nachfolgenden Generationen als absolut inhaltsfreies Reformmonster oder als massgeblicher Schritt zu einem erfolgreichen Universitätsbetrieb im 21. Jahrhundert in Erinnerung bleiben wird.

Konrad Schmid ist Professor für Altes Testament und war Mitglied der Projektleitung Studienreform der Universität